

Chronik des Tabeenstiftes des Diakonissen-Mutterhauses Frankenstein 1945-1951 zur Erinnerung an dessen Gründung vor 125 Jahren

Am 1. Januar 1945 lautete die Losung: Siehe, der Herr kommt gewaltig, und sein Arm wird herrschen. Siehe, sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung ist vor ihm. Jes. 40,10

Ein neues Jahr ist angefangen,
laß es ein Jahr der Gnade sein.
Herr, jeder blicket voll Verlangen
in diese künftige Zeit hinein.

Jesus sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht! Glaubet an Gott und glaubet an mich. Joh. 14,1

Wie du uns führst durch alle Finsternisse,
wir folgen, Jesu, dir. Denn alles muß sich
vor dir beugen, bis auch der letzte Feind
wird schweigen. Ja, Jesus siegt!

„Euer Herz erschrecke nicht“. Ja, unser Herz ist bange geworden vor allem, was nun geschah. Schon der Monat Januar bringt uns viel, viel Unruhe. Die Kriegsflagge leuchtet tief in unser liebes Deutschland hinein. Unser Tabeenstift hört auf, Lazarett zu sein, denn die Verwundeten müssen verlegt werden, weil der Kriegsschauplatz immer näher rückt. Frl. Raabe, Hanna, Agnes Noen und ich sind noch allein in unserm großen Hause.

Eines Abends an der Haustür stürmisches Klingeln. Versprengte Truppenteile aus der Neißer Gegend suchen Nachtquartier, arme junge Menschen, hungrig an Leib und Seele. Als sie abgezogen, kam wieder spät am Abend ein ganzer Generalstab, der seinen Standort bei uns aufschlagen wollte. Auch hier wieder das selbe Bild: junge Menschen, denen die Seelenqual aus den Augen sah, die nach einem mütterlichen Worte hungerten. Ein Stabsoffizier bestätigte uns auf Befragen, was uns schon lange in Unruhe versetzte — daß wir in kurzer Zeit auch fliehen mußten. Auch sie blieben nur für 2 Tage und zogen voll Unrast wieder ab. Dann belegten 200 Flüchtlinge aus der Breslauer Gegend für einige Tage unser Haus. Wir konnten ihnen nicht einmal Strohlager geben, da wir nichts hatten; die Wehrmacht hatte die Lazarettbetten zwecks Abholung im Saal eingeschlossen.

Ende des Monats bekamen wir 27 Kinder aus Breslauer Heimen, die das Mutterhaus einstweilen noch mit aufnahm. Auch erschienen die „hohen Herren“ der NSDAP und kündigten uns an, daß demnächst der Volkssturm unser Tabeenstift besetzen werde.

Februar 1945

Der Volkssturm zieht ein. Wir paar Menschen dürfen noch gnädigst wohnen bleiben.

Pastor Buschbeck bekam Sonderurlaub und konfirmierte am 2. Feb. sein Lenchen.

Wir gaben noch einige unserer schulentlassenen Mädchen in Dienststellen. Am 8. wurden unsere Konfirmandinnen eingesegnet, weil wir ja nicht wußten, was uns die nächsten Tage bringen würden. Und das Verhängnis kam!

Am 14. ging Frau Pastor Buschbeck mit ihren 8 Kindern auf die Flucht. Am 15. mußten wir mit unseren 70 Kindern Frankenstein verlassen und wurden nach dem nicht allzu fernen Bad Landeck evakuiert. Jede Woche fuhren eine oder zwei Schwestern zurück nach Frankenstein, um zurückgelassene Lebensmittel und sonst Benötigtes zu holen. Alles Wertvolle hatte wir in einer sogenannten Wertkammer aufgehoben, von der wir auch dem Volkssturm nichts gesagt hatten.

Am 18. mußte auch das Mutterhaus abreisen. Drei Schwestern blieben zurück, um es zu hüten, was auch gelungen ist.

Wir kamen spät abends in Landeck an, nachdem wir 25 Std. im Zuge gesessen hatten. Feindliche Flieger kreisten am Bahnhof über uns, was uns in ziemliche Unruhe versetzte. Die NSV (= nationalsozialistische Volkswohlfahrt) stellte einen Autobus zur Verfügung, der uns dann in den Ort brachte. Wir wurden in verschiedenen Häuser, getrennt von den Kindern, untergebracht. Auf meine Bitte durften wir aber am nächsten Tage zusammenziehen und zwar ins Bieleeschloß, wo schon Kinder der NSV untergebracht waren. Wir bewohnten aber ein Stockwerk allein, und jedes Kind hatte ein Bett für sich. Die Prophezeiung eines Parteigenossen, daß wir in ein Gasthaus auf Strohlager kämen, das sei gut genug für uns, hatte sich also nicht erfüllt. Mit den NSV-Schwestern, die Kinder im oberen Stock betreuten, ließ es sich auch ganz gut zusammen arbeiten. Da die NSV auch für das Essen sorgte, hatten wir es also trotz allem in Landeck gut. Mit unsern Kindern besuchten wir auch fleißig die Gottesdienste. P. Tepper, der mit seiner Gemeinde Kaltwassertal auch in Landeck war, hat uns durch seine Predigten sehr viel gegeben. Er hielt auch regelmäßige Kinder-gottesdienst.

März-April 1945

Schwester Käthe Kessner mußte wegen Krankheit unsere Arbeit verlassen. Für sie trat Schwester Susanne Mundry ein.

Da Landeck bekanntlich ein schön gelegener Badeort ist, konnten wir uns mit unseren Kindern in den schönen Wald- und Kuranlagen ergehen und manche besonderen Naturschönheiten wahrnehmen.

Zum Osterfest bereitete die Wirtschaftsleiterin vom Bieleeschloß unsern Kindern eine besondere Freude, indem sie ihnen Plätzchen buk, welche die Ostereier ersetzen sollten.

Am politischen Himmel wurde es immer dunkler, der Kanonendonner

rückte näher, unsere Herzen wurden immer bänger. — Anfang April holte ich meine Schwester, Frau Breuer, aus der Tschechei, nachdem meine Mutter dort gestorben war. Meine Schwester nähte fleißig Schürzen und Kleider für unsere Kinder. Stoffe und eine Nähmaschine hatten wir aus Frankenstein nachgeholt.

Mai-Juni 1945

Der 8. Mai 1945, der schwärzeste Tag in der deutschen Geschichte, kam heran. Die Feinde nehmen unser Land ein, auch unser Landeck, auf das sie schon am Abend vorher die Kanonen gerichtet hatten, falls es sich nicht ergeben wolle. Am Tag vorher kam noch die Parole: alle Kinder müßten schnellstens fertig gemacht werden, um mit der Bahn „irgendwohin“ zu fahren. Als wir den Fuß über die Schwelle setzten, ließ uns der Leiter der NSV sagen, der Zug wäre besetzt und wir müßten mit unsern Kindern zurückbleiben. Der Überbringerin dieser Botschaft hatte er noch gesagt: „Die können mit ihren Kindern im Straßengraben verrecken.“ Das schreibe ich nur deswegen hier nieder, weil dieser böse Wunsch beinahe gegenteilig in Erfüllung ging bei denen, die mit diesem Zuge fuhren, Kinder und Verwaltung der Landecker NSV, und weil wir hier wieder so stark Gottes Hand über uns gespürt haben und wir mit diesem Zuge nicht fahren durften.

Landeck ergab sich, und die Russen zogen ein. Sie ließen kein Haus unbesucht; aber vor dem Bieleschloß, in dem wir wohnten, muß wohl ein Engel mit dem Schwert gestanden haben. Gott hat uns behütet, daß keiner der Russen zu uns herein fand. Später erschienen einmal drei russische Offiziere, die sich aber nur das Haus besahen und sich erkundigten, ob wir die Kinder gut betreuten(!). Dr. Schön, dem das Haus gehörte, verständigte sich mit Ihnen.

Nach einigen Wochen bangen Wartens wurde Schw. Elfriede Petran auf Kundschafterreise geschickt, um zu erfahren, ob wir wieder nach Frankenstein zurück könnten. Und wir durften wieder zurück und sogar in unser liebes Tabeenstift. Am 2. Pfingsttag machten wir uns auf, erst ein kleiner Trupp der schulentlassenen Mädchen, um dort in unserem Heim aufzuräumen. Wir gingen 4 Std. durch Wald über den Jauerberg nach Reichenstein, um von dort mit der Bahn nach Frankenstein zu gelangen, denn von Landeck nach Kamenz verkehrte kein Zug mehr, weil die Brücken gesprengt waren.

Unser Tabeenstift fanden wir in unbeschreiblichem Zustande. Die notwendigsten Räume wurden nun gesäubert und instandgesetzt, damit die andern Kinder auch einziehen könnten. Man mußte Glaser, Tischler, Schlosser selber sein, um zum Ziele zu gelangen. Ich fuhr dann wieder zurück, um die andern zu holen. Nachdem wir tagelang in Landeck und Umgegend vergeblich versuchten einen Pferdewagen für unser vieles Gepäck zu bekommen, — niemand wollte 45 km weit bis nach Frankenstein fahren — gelang es endlich doch, einen Wagen zu bekommen. Am 2. Juni ging die Reise los nach Frankenstein, die Mehrzahl unserer Kinder lief

hinter dem großen Erntewagen, beladen mit 50 Ztr. Gepäck drein. Wir mußten den Wagen begleiten, da am Ende den Polen unterwegs unsere Sachen gefallen könnten. Aber so merkten sie, daß sie den Kindern gehörten und ließen uns, nach mehrmaliger Kontrolle der Papiere unseres Fahrers, unbeschädigt und ungerupft weiterziehen. Nach zehnstündigem Marsch kamen wir ganz müde in Frankenstein an. Unser Fahrer ist auch mit seinem Gespann glücklich wieder nach Hause gekommen, und wir waren froh, daß er durch uns keinen Schaden hatte; denn es passierte in dieser Zeit oft, daß Russen oder Polen die Gespanne wegnahmen. Aus den zurückgelassenen Beständen der NSV hatten wir noch Lebensmittel mitbekommen. Wir haben immer wieder Grund zu danken für Gottes wunderbare Führung.

Der Volkssturm hatte unser Haus fluchtartig verlassen, und wir fanden überall verstreut Tellerminen, Panzerfäuste und viel Munition. Wir sammelten alles und ließen es abholen, ebenso die gefundenen Uniformteile. Täglich zogen ganze Kolonnen Russen durch Frankenstein. Manchmal kamen welche herein. Wenn sie aber die vielen Kinder sahen, zogen sie wieder ab.

Aus unserm und dem Luisengarten konnten wir nun ernten, was wir nicht gepflanzt hatten. Das war ein Geschenk, das uns der Volkssturm unfreiwillig hinterlassen hatte, und wir nahmen es dankbar, da wir ja für unsere 70 Kinder kein Geld bekamen. Die deutschen Behörden, die uns die Kinder übergeben hatten, waren nicht mehr da.

Das meiste Mobiliar des Hauses war verschwunden, doch fanden sich die Kinderbettstellen, die wir über dem Schweinestall verstaubt hatten. Die über 100 aus rohen Brettern bestehenden Volkssturmbetten schlugen wir zu Feuerholz, verschenkten auch welche an zurückkehrende Familien, die in ihren Wohnungen keine Betten mehr vorfanden. Welch eine Freude und Wunder war es, daß wir unsere Wertkammer unangetastet vorfanden!

Juli 1945

Die Bauern fragen schon nach unseren Kindern, die sie gern zur Hilfe auf den Feldern hätten. Obwohl es noch Wochen dauern wird, unser Haus und Garten in Ordnung zu bringen, müssen einige größere Mädchen zu den Bauern gehen, um unsere Ernährung sichern zu helfen.

Schw. Susanne, die etwas Russisch kann und die uns deswegen eine gute Hilfe war, wenn Russen ins Haus kamen, wird vom Mutterhaus abberufen.

Es melden sich einige Helferinnen, die gern bei uns unterkommen möchten, um nicht bei den Polen arbeiten zu müssen. Eine Lehrerin ist dabei; sie kann bald einen Teil des Schulunterrichts übernehmen. Am 6. Juli wurden uns 70 Flüchtlinge aus Cosel ins Haus geschickt, die wir 10 Tage mit verpflegt haben. Wir hatten selbst nicht viel, aber es wurde uns irgendwie wunderbarerweise geschenkt, daß alle satt wurden. Immer wieder nahmen wir Notleidende, besonders Ältere, auf. Somit war das Tabeenstift nicht mehr nur Kinderheim, sondern auch Zufluchtsstätte.

„Wohltun und mitzuteilen vergesst nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl“. Wir haben immer wieder spüren dürfen, wie Gott hundertfältig wiedergibt, was man den Bedürftigen und Armen gegeben hat. „Darum seid gastfrei ohne Murren“ (1. Petri 4,9).

Nach und nach wurde uns eine ganze Schar Jungen zugeschickt, so daß wir nun nicht mehr nur Mädchenerziehungsheim sind.

August 1945

Inzwischen haben die Schulkinder fleißig Ähren gesammelt. Die Bauern hatten nicht Zeit nachzurechen und waren froh, daß unsere Kinder alles auflösen. Und wir waren froh, daß sie so viel brachten.

Ende des Monats hatten wir unser Haus so ziemlich in Ordnung. Fenster und Türen waren notdürftig ausgebessert, die Klosetts und was sonst noch an großen Schäden zu reparieren war. So gut es ging hatten wir uns wieder heimisch eingerichtet und freuten uns, in der lieb gewordenen Ordnung zu leben. Aber nun kam ein schwerer Schlag.

Eine Kommission von 5 Polen, dabei der polnische Bürgermeister, besichtigte unser Haus und eröffnete uns, daß wir es in einigen Tagen verlassen müßten. Es solle die polnische Miliz hineingelegt werden. Sie besahen alles, hatten manches zu bemängeln und o weh! Als sie in die Kellerräume kamen, entdeckten sie einen Radioapparat, der aber ganz kaputt war. Meine Erklärung, daß die kaputten Apparate bei der Abgabe nicht angenommen wurden, glaubten sie nicht. Auch waren da noch Luftschutzhelme und Gasmasken, was in ihren Augen ein Verbrechen war. Sie erklärten, es wäre doch schon 1/4 Jahr „Frieden“, dann müßte das längst abgegeben sein.

Plötzlich aber hatte der Bürgermeister eine Schatulle mit Munition in der Hand und behauptete, daß er sie eben bei uns gefunden habe. Das wies ich aber energisch ab, denn bei uns hatten nicht solche Schatullen — es war ein polnisches Format — herumgelegen, und sonst hatten wir alles abgegeben. Die Polen machten es damals häufig so, daß sie Waffen oder Munition hinlegten, um danach einen Grund zu haben, Menschen aus ihrer Wohnung zu vertreiben.

Pastor Schübler, Schw. Marlene und ich wurden für den nächsten Tag vor die Miliz bestellt, das Gebäude, in dessen Keller so mancher arme Deutsche zu Tode geprügelt wurde. Es wurde uns noch mit drohenden Gebärden angedeutet: Wehe, wenn wir nicht zur angegebenen Zeit, um 1/2 10, an Ort und Stelle wären. Wir machten uns also am Montag Morgen mit etwas bangem Herzen auf den Weg.

Das Losungswort für diesen Tag lautete:

Herr, erzeuge uns deine Gnade. Ps. 85,8
Hilf uns doch, wo wir dein benötigt sind,
wenn sich Elend und Verderben,
wenn sich Not und Trübsal findt.

Die Zurückbleibenden hielten sich an das Wort im Lehrtext:
Wir wollen anhalten im Gebet. Apg. 6,4

O der unerkannten Macht von der Heiligen Beten,
ohne das wird nichts vollbracht, so in Freud als Nöten.
Schritt für Schritt wirkt es mit
wie zu Sieg der Freunde, so zum End der Feinde.

Als wir pünktlich in das bezeichnete Haus kamen, wußte niemand von uns. Die Männer, die uns bestellt hatten, ließen sich nicht sprechen. Man schickte uns zum Bürgermeister am andern Ende der Stadt. Auch er tat, als wüßte er von nichts, schickte uns ins Milizgebäude zurück, wo wir stundenlang warten mußten. Herr Pastor forderte dringend, daß die „Herren“, die uns bestellt hatten, endlich kommen sollten. Wieder hieß es „warten“. Inzwischen scheuten sich die dort anwesenden Polen, ganz junge Leute, nicht, all die geraubten und geplünderten Sachen anzusehen und sich darüber zu freuen. Einer der Polen fragte uns auf Deutsch, weshalb wir das Radio noch gehabt hätten — also waren sie wohl über uns unterrichtet. Meine Erklärung war dieselbe wie gestern. Von der angeblich bei uns gefundenen Munition war keine Rede. Ein junges Mädchen nahm unsere Personalien auf, dann mußten wir wieder warten. Die Polen wollten nun zum Essen gehen, und einer fragte uns, ob wir wohl dableiben und nicht ausrücken würden, „er wolle uns doch nicht in den Keller sperren, wie sie es sonst mit den Wartenden machen“. Wie großmütig! Nach 1/2 Std. war er wieder da und bedeutete uns, wir könnten nach Hause gehen. Auch in der nächsten Zeit wurden wir in Ruhe gelassen. Im stillen hofften wir, daß wir im Tabeenstift bleiben könnten, doch leider mußten wir ausziehen.

Ein polnischer Oberlehrer, ein feiner Mann, kam mit seiner Frau das Haus besichtigen. Jetzt sollte es polnisches Gymnasium werden. Das war uns ja lieber, als die Miliz nebenan zu haben. Wir sollten ins Nachbarhaus, in unser Luisenheim, ziehen.

In wenigen Tagen, bis zum 1. Sept., mußte alles bewältigt sein. Wir durften von allem nur die Hälfte mitnehmen. Der Frau des Oberlehrers tat es anscheinend leid, daß wir aus dem schönen Hause hinaus mußten mit den vielen Kindern. Sie bedeutete uns, daß wir alle Kohle und Koks mitnehmen sollten, was wir nur zu gern ausführten. Was haben wir da geräumt, um fertig zu werden und nicht zu viel dazulassen! Wie gut, daß wir in der Nähe bleiben und den uns überlassenen Luisenheimgarten tüchtig ausnützen konnten. Wir hatten ja für über 100 Menschen zu sorgen, da Haus Zoar mit seinen Kleinkindern auch im Luisenheim Zuflucht gefunden hatte. Mit gutem Willen fügten wir uns in die Enge. Der Erzieherinnenkreis und die großen Mädchen mußten freilich die Mahlzeiten im schmalen Flur einnehmen.

Wir hatten das Tabeenstift fein sauber hinterlassen, aber den Polen war's nicht sauber genug. Sie zwangen deutsche Frauen, es von Grund auf zu putzen. Unter den Putzfrauen war auch die Frau unseres deutschen Bürgermeisters Hütter. Die Frauen sagten, wenn *wir* wieder ins Tabeenstift

einzögen, würden sie alle mit Freuden kommen und mithelfen, es sauber zu machen. Wann wird das sein?

Nun ist das Tabeenstift polnisches Gymnasium mit angeblich 200 Schülern und Internat für 40 Schüler. Freilich war es gut, daß wir nicht weit zu ziehen brauchten. Aber es hat uns doch oft das Herz abgedrückt, wenn wir das fremde Volk so neben uns in unserm schönen Hause sehen mußten. Und als wir ausräumten, wurden schon alle uns liebgewordenen Sprüche an den Wänden übertüncht.

Weil wir angeblich zuviel Betten und Bettzeug mitgenommen hatten, kamen in den nächsten Tagen die Polen und forderten von uns manches zurück, was wir leider auch geben mußten.

Oktober 1945

Obwohl wir kein Geld für unsere Kinder bekommen, haben wir doch Koks und Kohle und Kartoffeln für den Winter anschaffen können. Das Mutterhaus half uns treulich. Aber zur Ruhe sollten wir nicht kommen. Eines Tages erschienen russische Offiziere, die das Luisenheim besichtigten und uns eröffneten, daß wir in der nächsten Woche ausziehen müßten, weil sie hier einziehen wollten. Wir sollen ins frühere katholische Pallotinerkloster ziehen. Dort wohnten etliche Jahre Auslandsdeutsche, dann Flüchtlinge, dann Polen, jetzt Russen, und nun sollen wir hinein.

Ob jemand ermessen kann, was das für uns bedeutete? Jedenfalls war das Entsetzen bei uns groß. Es wurde uns zwar gesagt, daß wir alles mitnehmen dürften; doch dahinter machte ich ein großes Fragezeichen.

Wie konnten wir auch die 600 Zentner Kartoffeln, die wir für den Winter eingemietet hatten, wieder herausholen. Wir hatten Koks herangeschafft und Holz stundenweit aus dem Walde geholt. Und das alles sollten wir wieder räumen oder gar etwas zurücklassen, was wir alles so mühsam herbeigeht hatten?! Das war neuer Kummer und neue Sorge, und wir sahen keinen Ausweg.

Pastor Schübler und Schwester Marlene waren nach manch vergeblicher Mühe zum russischen Generalmajor vorgedrungen. Und das geschah wieder auf wunderbare Weise.

Der Herr ließ sonst niemand vor. Doch seine Frau hatte eine deutsche Frau zur Bedienung, die vorher beim Volkssturm im Tabeenstift gekocht hatte und uns dort kennenlernte. Sie sprach mit der Frau des Generalmajors, und durch deren Vermittlung wurden Herr Pastor und Schwester Marlene vorgelassen. Der General hat ihnen nun zugesagt, daß die Kinder in ihrem Hause wohnen bleiben dürfen, „bis sie groß sind“. Auch rief er seine Offiziere an und sagte es ihnen.

Als Herr Pastor und Schwester Marlene uns diese Botschaft brachten, auf die wir nicht zu hoffen gewagt hatten, waren wir ganz überwältigt und haben geweint vor Freude. Warum sind wir auch immer gleich so verzagt? Wir müßten doch eigentlich wissen, daß wir in dieser notvollen Zeit nicht allein stehen, und daß der Herr seine Hand über uns hält. Wenn wir doch immer auf des Heilandes Stimme hören möchten, der auch uns mitten in

diesem großen Sturm zurnft: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so fürchtſam?!“

November 1945

Durch den Umzug im September iſt noch Unordnung, und wenn man et- was braucht, muß immer von neuem geſucht werden. Wir wagen auch nicht, wieder alles auszupacken, da uns die große Evakuierung ſtändig prophezeit wird. Die vorher geordneten Akten ſind durcheinander geraten und ebenſo alle anderen Sachen. Bei 100 Menſchen iſt das nicht leicht und keine Auſſicht auf Änderung.

Die Polen ſind immer noch da. Wir und ſelbſt manche Polen hatten gehofft, daß ſie nicht allzulange hierbleiben würden. Sie wurden, ſo viel man hört, gezwungen, ihre Heimat zu verlaſſen, um hierher zukommen.

Jetzt haben die Polen uns auch den Schulunterricht für unſere Kinder verboten. Aber Seelſorge- und Geſangſtunden ſind erlaubt, und das wird gründlich ausgeübt.

Die Lebensmittel ſind ſehr knapp und ſehr teuer. Ein Brot koſtet 6 Mark, ohne Marken 30 (ſpäter bis 200 Mark), 1 Pfd. Salz 22, Zucker 200 Mark. Und doch haben wir für unſere Kinder noch ſatt zu eſſen. Es müſſen aber dauernd 2 Menſchen unterwegs ſein, um Lebensmittel herbeizuholen, weil man alles nur in kleinen Mengen bekommt.

Die Schuhe der Kinder ſind alle ſehr ſchadhaft; es findet ſich kein Schuhmacher, der ſie ausbeſſert, denn unſer Schuhmacher muß für Ruſſen und Polen arbeiten. Endlich wurde uns durchs Arbeitsamt einer zugewieſen, der aber ganz unregelmäßig kommt, weil er nebenbei oder hauptamtlich Dolmetscher der Polen iſt. Er ſtellt ſich als Freund der Polen, und ſo wie es ſcheint, haben wir durch ihn Schutz vor den Polen, die jetzt die Häuſer durch Plünderung unſicher machen, ſogar das katholiſche Waiſenhaus. Deshalb fürchten wir, daß ſie auch bei uns eindringen werden. Doch der Schuhmacher verſicherte mir, daß die Polen ganz beſtimmt zu uns nicht kommen würden. Und es war auch ſo.

Sehr froh können wir auch ſein, daß uns keine Polen ins Haus geſetzt wurden, wie es ſonſt in allen Häuſern geſchah. Jeder wundert ſich darüber.

Dezember 1945 — der Weihnachtsmonat!

Wie werden wir Weihnachten erleben und feiern? Unſer Frä. Burghardt aus Schönheide, der es in ihrer kleinen Landwiſchaft noch gut geht, hat unſern Kindern zum 1. Advent Plätzchen gebacken. Auch tut ſie uns viel Gutes, indem ſie uns von ihrem Getreide abgab und zu Mehl verſchrotete. Sie ging auch zu den großen Bauern, um etwas für uns herauszuſchlagen. Weil keine Schule mehr ſein durfte, ſchickte das Mutterhaus unſere lang- jährige Lehrerin Schw. Elfriede auf eine große Reiſe, um in ganz Deutſchland alle Schwiſtern aufzuſuchen, die von ihrer Evakuierung ins Reich noch nicht zurückgekehrt ſind.

Nun kam Weihnachten heran. Zuerſt waren Weihnachtsbäume verboten; wir ſollten auch dieſe Freude nicht haben. 2 Tage vor Weihnachten wur-

den Bäume wieder erlaubt, doch wo nun so schnell einen herbekommen? Schließlich haben Schw. Gertrud und Frl. Bieneck am späten Abend, aus Angst vor den Polen, einen schönen 6 m hohen Baum im Tabeengarten abgesägt. Zu Dritt haben wir ihn hereingeholt und vor den Kindern versteckt. Wie groß war dann die Freude, daß nun doch ein Christbaum da war und auch noch mit reichlich Kerzen besteckt. Ja, es kam alles... Aus mancherlei Resten hatten wir Spielsachen angefertigt und konnten damit die Kinderherzen erfreuen. Wir waren sogar in der Lage, Pfefferkuchen und Christstollen backen zu können, z. T. durch Frl. Burghardts Fürsorge.

Sogar einen großen Weihnachtssaal hatten wir. Dazu mußten wir den großen Schlafsaal für 20 Kinder ausräumen, und die Kinder wohnten die kurze Zeit eng beisammen. Es ging, und wir hatten recht Freude an unserm festlich geschmückten Saal, in welchem wir am 2. Feiertag auch unsrer Anstaltsgemeinde ein feines Krippenspiel vorführten.

Einige Flüchtlingskinder wurden uns noch ins Haus geschickt.

Bei diesen teuren Preisen hatten wir zu den Feiertagen kein Fleisch. Aber eine deutsche Frau, die auf dem Schlachthof bei den Russen arbeitete, versorgte uns mit ausgekochten Knochen, die immer noch eine sehr gute Brühe ergaben. Was tat man in Notzeiten nicht alles, um das Essen so gut wie möglich zu machen, zumal wenn für solch große hungrige Schar gesorgt werden soll.

Das schwere Jahr 1945 geht seinem Ende zu. Gott hat trotz allem über Biten und Verstehen geholfen. Auch waren die Kinder alle gesund bis auf einige Keuchhustenfälle.

Gott half, Gott hilft, Gott wird weiterhelfen.

Durch Trauern und durch Plagen,
durch Not, durch Angst und Pein,
durch Hoffnung und durch Klagen,
durch Sorgen groß und klein
sind wir gottlob gedrungen.

Dies Jahr ist nun dahin:

Dir, Gott, sei Lob gesungen,
bewegt ist unser Sinn.

Januar 1946

In ihm sei's begonnen, der Monde und Sonnen
an blauen Gezelten des Himmels bewegt.

Du Vater, du rate, lenke du und wende.

Herr, dir in die Hände sei Anfang und Ende,
sei alles gelegt.

Ein dunkles Jahr ging zuende, und das neue fängt wieder so dunkel an, da es wieder ans Evakuieren geht und viele Menschen auf der Straße liegen.

Die Russen kommen ins Luisenheim und holen alle Möbel, die noch auf

dem Boden stehen, wie Tisch, Stühle, Schränke und Sonstiges für die Russenschule ins Pallotinerkloster.

Wir haben wieder neue Lebensmittelkarten bekommen, aber kein Geld zum Einkaufen. Jetzt kommt uns alles, was wir in der Wertkammer verborgen hatten, gut zurecht. Gott wußte, daß wir es noch sehr nötig brauchen würden, deshalb hat er es uns behütet. Wir fangen an, davon zu verkaufen, was wir entbehren können, um Lebensmittel dafür zu erstehen. Bis jetzt hatte ich mich immer noch dagegen gewehrt, aber nun muß es sein.

Frau Pastor Bauer kommt mit ihren beiden Kindern in unser Haus, da sie aus Oberschlesien und zuletzt mit ihrem Mann aus Kamenz vertrieben wurden.

Ein Brief von Schw. Elfriede kam endlich im Mutterhaus an und mit ihm die Nachricht, daß sich Frau P. Buschbeck mit den 8 Kindern gesund in Thüringen befindet, auch der Sohn Karl-Albrecht, der bei Striegau schon mitkämpfen mußte und dort verwundet und vermißt wurde. Von Herrn Pastor kam noch keinerlei Nachricht.

Unser Lesegetreide von der letzten Ernte kann immer noch nicht gedroschen werden, weil die Russen ihr Heu für die Pferde davor gebaut haben. Wir könnten es jetzt so nötig gebrauchen.

Februar 1946

Wir müssen nun weiter Sachen verkaufen ... Jetzt haben wir einen Kohlenschein für über 20 Ztr. bekommen, diese Kohlen sind nicht ganz so teuer, auf Schein. Gott schenkt uns immer wieder das Nötigste, der Koks reicht aus, da der Winter mild ist.

Endlich wird das Lesegetreide frei. Die Russen mußten den Polen, die jetzt leider bei Nickels eingezogen sind, weichen. Wir sorgten um unser Getreide, ob der Pole es herausgeben würde. Und welch Wunder, er bot sogar an, es unentgeltlich auszudreschen. Sogar für den Strom mußten wir nichts bezahlen. Wir gaben ihm dafür einen Sack Weizen, über den er sich sehr freute.

Wir haben über 20 Ztr. Körner herausbekommen. Nun konnten wir dem Mutterhaus, Emmaus und Zoar, die auch Not litten, davon abgeben. Das war wieder eine Fügung Gottes, wir hatten für die kommende Zeit zu essen. Frau Burghardt kann uns nicht mehr helfen, da ihr, wie allen Bauern, jetzt Polen in ihre kleine Landwirtschaft gesetzt wurden. Sie hat kaum Platz zum Wohnen und bringt ihre 3 Kinder zu uns ins Heim.

März 1946

Ein neuer Schreck! Das Mutterhaus soll ausziehen, da es als Sammellager für die kommende Evakuierung gebraucht würde. Wohin nun? Aber Gott sendet einen Lichtblick, indem er das Unglück noch einmal abwendet. Sie suchen ein anderes Haus näher dem Bahnhof. Trotzdem soll ans Packen gedacht werden, weil die Evakuierung auch dem Mutterhaus bevorsteht. Wir hatten ein fettes Schwein im Stalle. Einen Schlachtschein gab es

nicht; wir wollten es aber gern selber schlachten. Doch das Schwein war gezählt. Was tun? Schw. Marlene sprach mit dem Administrator des Mutterhauses, der ein poln. kath. Pfarrer war. Er riet ihr, daß wir uns über den Tierarzt eine Bescheinigung geben ließen mit dem Vermerk, das Schwein sei krank und müsse notgeschlachtet werden. Darauf ging sie selbstverständlich nicht ein. Als er ihr sein Verwundern darüber aussprach, hat Schw. Marlene geantwortet: „Herr Pfarrer, wir stehen unter Gott.“ Darauf er: „Also würden Sie die Kinder eher verhungern lassen, als daß Sie diesen Schritt tun?“ Er hat dann alles besorgt, da auf seinen Vorschlag nicht eingegangen wurde. Eines Abends kam er mit seinem Vater und Onkel, der Schlächter war, und sie schlachteten nach 20 Uhr unser Schwein. Es fehlte an einem Schlachtrog zum Abbrühen und an scharfen Messern. Mühselig wurden mit einem kleinen Küchenmesser die Borsten abgeschabt, nur stückweise konnte gebrüht werden. Nachts um 12 Uhr wurde zerhackt, niemand durfte das hören, und es ging doch nicht leise. Wir 3 mithelfenden Schwestern hatten Angst, daß uns die polnische Miliz überraschen würde. Beim Zerteilen behielt sich der poln. Pfarrer die Hälfte fürs Schlachten, die andere Hälfte bekamen wir. So war doch das Schwein nicht ganz verloren, und wir waren froh über die Hälfte, die gegen 80 Pfd. wog mit viel Fett dabei. Der Pfarrer versicherte dann noch, das Schwein sei in der Zählliste gestrichen und niemand würde mehr danach fragen ... Das Fleisch wurde gut eingeteilt, damit es lange reichte. Alle staunten, wo solcher Reichtum auf einmal herkäme ...

Am 31. März war die Einsegnung unsrer 8 Konfirmandinnen in der Mutterhauskirche. Es war der letzte Sonntag, den wir mit unsrer Anstalts-gemeinde gemeinsam verlebten, denn schon am

5. April 1945

mußte unser Mutterhaus seine Heimat verlassen. Welch ein Jammer! Wir mit unsern Kindern sollten bald nachfolgen, doch mußten wir noch auf den zugesagten Lazarettzug warten, mit dem wir mitgenommen werden sollten ...?

Da sich in diesem Jahr der Frühling so frühzeitig einstellt, fühlt man sich versucht, rechtzeitig den Garten zu bestellen. Aber, für wen? Es heißt immer wieder, daß wir bald weg müßten. Und bleiben wir länger, dann brauchen wir die Erträge aus dem Garten sehr nötig. Wir haben Lebensmittelkarten bekommen und mußten sie teuer bezahlen, über 400 Mark. Aber dann bekamen wir weder Brot noch andere Lebensmittel dafür, nur etwas Salz!

Also fangen wir an und bestellen unsern Garten. Für die benötigten Pflanzen müssen unsere Kinder tagelang beim Gärtner arbeiten.

Die Ziege, die wir von Nickels geschenkt bekamen und die reichlich Milch gab, sollte uns auch nicht lange erfreuen. Sie wurde uns in der Nacht zum Gründonnerstag gestohlen. Die 3 Hühner hatten wir am Tag vorher für das Osterfest geschlachtet; sie wären sonst auch weg.

Mai 1946

Diesen Monat verzichteten wir auf Lebensmittelkarten, da wir sie nicht wieder so teuer bezahlen können und wollen. Wir haben ja noch Lesegetreide zum Austausch in Mehl und Brot.

Der polnische Pfarrer, der mit seinem Liebchen noch das Mutterhaus bewohnt und verwaltet, verlangte von uns Schwestern, daß wir die Zimmer in Ordnung bringen sollten, die dieser alle gründlich durchwühlt hatte. Wir haben dem Folge geleistet und konnten noch manches an Schwesternkleidung und Medikamenten hinausnehmen.

Da die Mitglieder des Kirchenchors der Stadtgemeinde zum größten Teil schon weg sind, singen unsere Kinder jeden Sonntag in der großen Kirche vom Chor, und die zurückgebliebene kleine Gemeinde freut sich recht daran.

Juni 1946

Wir sind immer noch hier, und unser Garten ist inzwischen ganz bestellt worden. Nun kann es wachsen.

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung geht weiter. Was soll man sich wünschen? Wir würden gerne in der Heimat bleiben — aber allein unter den Polen? Nein, nur das nicht!

In unser liebes Mutterhaus sind polnische Schwestern eingezogen. Schwestern und Pfarrer bekämpfen sich. Der Pfarrer muß mit seinem Liebchen weichen. — Unser Kirchlein ist noch unberührt.

Daß wir keine Lebensmittelkarten bekommen, tut auch schon manchen Polen leid, bei denen wir sonst kaufen. So haben wir bei einem poln. Bäcker 5 Brote für Kartenpreis bekommen. Auch dürfen wir uns bei den Fleischern Brühe holen, die sie sonst weggießen, und sie ist so schön fettig. In dem Geschäft, wo wir unsere Sachen verkaufen, bekommen wir manchmal 50 oder 100 Zloty für die Kinder geschenkt. Wenn es Gott gefällt, müssen auch die Feinde dienstbar sein. Das haben wir immer wieder erfahren dürfen.

Die meisten unsrer Kinder gehen nach Tarnau, wo sie vom Dominium zur Feldarbeit angefordert werden wie Disteln stechen, Rüben behacken und verziehen und was sonst Kinder arbeiten können. Sie bekommen, wie verabredet, Zucker als Lohn, den wir teilweise in Brot umsetzen. Auch gibt es dieses Jahr viel Heidelbeeren, die schon sehr früh reif sind. Wir holen uns viele davon. Zwar muß man bis dahin fast 2 Std. gehen, aber was tut's — wir haben dadurch ein bißchen Abwechslung in der Kost, und es hilft uns viel.

Alle unsere Kleinkinder aus Zoar bis zu 3 Jahren sollen nach Wartha ins polnische Kinderheim gebracht werden. Wir wehren uns natürlich dagegen. Auf Vorschlag des Herrn Superintendenten Nonnast fuhr ich mit einer Schwester nach Breslau zur deutschen und polnischen evangelischen Kirchenleitung. Es wurde uns Hilfe versprochen, jedoch: die Deutschen erreichten nichts, und die Polen halfen uns nicht. Eines Tages fuhr ein Lastwagen vor, und wir mußten unsere Kleinsten hergeben samt den Bett-

stellen und Kinderwagen und allem Zubehör. Die armen Kleinen! Sie wurden dort noch einmal getauft, katholisch, und bekamen polnische Namen. Ihre Eltern werden diese Kinder wohl niemals wiederfinden.

Unser Schwesternfriedhof steht in vollster Rosenpracht; aber lose Buben scheuen sich nicht, sich auch an diesen zu vergreifen. Auch von den großen Grautannen, die eine Zierde des Friedhofs sind, schlugen die Polen wahllos Zweige ab und verschandeln so die Bäume.

Juli 1946

In unserm Garten wächst und gedeiht alles, wie noch nie, und wir dürfen schon viel ernten, sogar Tomaten, die hier sonst erst im September reifen. Auch Frühobst ist schon viel reif. Es ist dafür gesorgt, daß wir mit unsern Kindern nicht hungern müssen. Auch verkaufen wir immer noch, was uns in der Wertkammer erhalten blieb.

Jetzt nehmen die polnischen Schwestern auch unser Mutterhauskirchlein in Beschlag. Wir müssen alle Bücher und großen Bibeln, die niemand im wenigen Handgepäck mitnehmen konnte und die vom Mutterhause auf dem Orgelchor sicher gelegt waren, wieder herunterholen. Wir schafften sie in die Gottestreue in einen leeren Raum. Lehrer Warger, der dort noch wohnt, will sie hüten. Wie lange? Auch die Sakristei müssen wir ausräumen. Die poln. Schwestern wollen unser Kirchlein „reinigen, heiligen und weihen“, wie sie zu unsern jungen Schw. Martha, die sie auch gleich katholisch machen wollten, sagten.

Die poln. Schwestern sind mit ihren Kühen und Schweinen ins Mutterhaus in die Waschküche eingezogen. Wie wird es da aussehen...?

Am 17. Juli kommt wieder eine Kommission von Polen und bringt 4 Polinnen mit. Diese sollen in unserm Hause, wo es schon sehr eng ist, mit wohnen, um es dann zu übernehmen, wenn wir heraus sind. Wir müssen sie mit beköstigen, obwohl wir keine Lebensmittelkarten haben. Der Garten würde ja genug bringen, wurde uns bedeutet. Dagegen war nichts zu sagen, und wir müssen froh sein, daß man uns den Garten noch läßt. Aber trotz unsrer Angst macht unser Vater im Himmel doch alles gut. Die Polinnen wurden uns nach und nach freundlich gesinnt. Sie bezahlten sogar etwas fürs Essen. Butter und Fleisch, was wir ihnen ja nicht vorsetzen konnten, besorgten sie sich selbst.

Sie hatten den Auftrag bekommen, alles Inventar aufzuschreiben, und es war gut, daß wir alle unser Bettzeug schon zusammengepackt hatten. Sonst wäre es mit aufgeschrieben worden, und wir hätten es vielleicht nicht mitnehmen dürfen. So war es persönliches Eigentum, was sie nicht aufschreiben mußten. Leider gelang es nicht, eine von acht vorhandenen Nähmaschinen für uns zu behalten, obwohl ich die zuständige Stelle darum bat.

Ende des Monats erklärten uns die Polinnen, daß sie von uns weg wollten. Sie hatten von ihrer Behörde einen Auftrag bekommen, den sie zu grausam fanden, ihn auszuführen, so wollten sie lieber hier weg. Zwei waren auch eines Tages verschwunden, die sogenannte Leiterin und die Dolmet-

scherin blieben noch. Sie verboten sogar anhand ihrer Ausweise fremden Polen, das Obst in unserm Garten zu pflücken. Unser Kirchenglöcklein läutet wieder, aber nun nicht mehr für unsern Gottesdienst.

August 1946

Anstelle dieser beiden Polinnen kommen 4 andere ins Haus, die uns keinen guten Eindruck machen und uns anscheinend ganz feindlich gesinnt sind. Wir sind freundlich zu ihnen, doch sie bleiben ziemlich unfreundlich, können auch fast kein Deutsch. Freilich ist es nicht angenehm, solche Fremdkörper im Hause zu haben. Doch waltet eine unsichtbare Hand über uns, auch sie lassen uns in Ruhe. Wir haben es noch gut, in andern Häusern haben die Menschen viel zu leiden von den Polen, die bei ihnen wohnen.

Unsere Kinder gehen wieder fleißig Ähren lesen. Im Garten ist alles überaus fruchtbar. Wir ernten viel Obst, Tomaten, Bohnen, Gurken und können auch Haus Emmaus manches geben, um dort den Hunger etwas stillen zu helfen.

Die Polinnen sagten uns, wir sollten uns bereit halten, in einigen Tagen käme der Zug für uns. Wie weit wir dem Glauben schenken sollten, wußten wir nicht, doch hielten wir uns bereit, schon seit April. Aber es kam nichts. Die Evakuierung ging weiter. Viele Deutsche waren nicht mehr in Frankenstein.

Die Erzieherinnen drängten schon immer und sagten, ich müßte in der Sache etwas tun, sonst blieben wir am Ende hier. Ich wartete noch, wollte nichts erzwingen. Eines Tages zieht noch eine Polin mit Kindern in unser Haus. Da sah ich den Zeitpunkt zum Handeln gekommen. Doch die Vorteile sollte sich rächen.

Mit einer Schwester machte ich mich am 22. auf den Weg zur UNRA, das ist die Evakuierungskommission. Der Leiter derselben sagte mir, daß wir am nächsten Morgen um 8 mit allen Kindern und Gepäck an der Sammelstelle sein sollen, dann könnten wir bald durch die Kontrolle und zur Bahn. Wir brauchten dann nicht erst eine Nacht im Lager bleiben, wie es alle andern tun müssen.

Wir machten am Abend alles reisefertig. Am Freitag, den 23. morgens, wurde Abschied genommen. Da wir gegen 120 Menschen waren — 75 Tabeenkinder, 24 Zoarkinder, also Kleine zwischen 3 u. 4 Jahren, und der Erzieherinnenkreis — so hatten wir auch dementsprechend viel Gepäck. Jedes Kind hatte ein Bettenpäckchen mit viel Inhalt, jedes einen Rucksack, und dann hatten wir noch viel Säcke und Körbe und Koffer. Auch Küchengeräte, Töpfe, Wannen und Eimer, Waschfässer und Waschbretter, kurz alles, was für eine so große Hauswirtschaft am dringendsten nötig war, nahmen wir mit. Jedenfalls hatten wir außer den 25 fahrbar gemachten Reisekörben noch gegen 30 Handwagen beladen.

Es war eine lange Karawane. Die Kleinbauern aus unsrer Nachbarschaft, die uns bei unserm Gepäck helfen wollten, sind leider schon einige Tage

vor uns ausgewiesen worden, und so mußten wir uns allein helfen. Wie verabredet, waren wir um 8 Uhr am Sammelplatz und mußten bis 11 Uhr wartend auf der Straße stehen. Vor der Kontrolle hatten wir alle große Angst, weil selten einer ungerufen durchkam. Wir hatten alles sehr gut verpackt; wenn uns die Polen in der Kontrolle alles aufreißen, dann würden wir es garnicht mehr so gut und schnell einpacken können. Unrechtes hatten wir nicht dabei, doch wer konnte wissen, was die Polen recht oder unrecht nennen. Denn woran sie Gefallen finden, das gehört ihnen. Ich sah, wie sie vor allem alte Leute behandelten: sie rissen alles auf, warfen es in den Schmutz, nahmen heraus, was ihnen gefiel, und dann hieß es: schnell, schnell weg hier. Die alten Hände konnten dann nicht so schnell zupacken. Das Herz drehte sich um, wenn man das sah. Solch Bild wird man auch nicht wieder los.

Wir haben zwar einen uns freundlich gesinnten Polen, dem wir des öfteren etwas verkauften. Der hatte uns vor längerer Zeit gesagt, er wolle uns helfen. Er schien wohl bei der Evakuierung etwas zu sagen zu haben; aber wie er uns helfen wollte, war mir ein Rätsel.

Nun mußten wir vor die gefürchtete Kontrolle. Die Namensliste wurde als erstes durchgesehen, da fanden sich etliche polnisch klingende Namen. Diese Kinder wurden herangerufen und ihnen gesagt: „Du bist kein deutsches Kind, du bist eine Polin, dein Name sagt's, und du mußt hierbleiben. Welch ein großer Schrecken für die Kinder und für uns! Das ging wohl eine Viertelstunde unter den Männern so hin und her. An den 5 hintereinander aufgestellten Tischen, an denen die Gepäckstücke leichter gemacht wurden, standen je 3 oder 4 poln. Männer oder Frauen, die schon beutegierig auf uns warteten. Und wo blieb unser Freund, der uns helfen wollte?

Doch plötzlich war er da, sah sich die Liste an, verhandelte kurz mit den betreffenden Männern, winkte uns, daß wir weiterziehen sollten. Wir gingen am 1. Tisch vorbei, am 2. — am 3. 4. u. 5. Tisch. Kein Mann machte Miene, sich auf unser Gepäck zu stürzen, wir sahen nur unzufriedene Gesichter, und wir selber waren erstaunt, daß wir so unbehelligt und ungeschoren hindurchkamen. Ein deutsches Mädchen, deren etliche als Dolmetscherin bei der UNRA angestellt waren, kam heran zu mir und fragte: „Nun, ist es recht so?“ Ich fragte ganz ungläubig: „Werden wir nicht kontrolliert?“ Da sagte sie: „Wir werden doch den Kindern nichts wegnehmen!“ Sie hatte offensichtlich Einfluß auf den Evakuierungsleiter. Unsere ganze lange Karawane ging also staunend und ungläubig durch den feindlichen Strom, durch die Kontrolle. Und eins fragte das andere: „Ist's wirklich so? Ist's möglich?“ Wir glaubten es immer noch nicht und meinten, es würde wohl dann am Zuge noch kontrolliert. Wir zogen also zur Bahn und waren glücklich um 1/2 5 Uhr dort. Da erwartete uns ein neues Unheil, das uns alle Glieder lähmte. Als uns die Wagen des Zuges angewiesen waren und unser Gepäck schon zur Hälfte eingeladen war, kam der Befehl: „Alles wieder zurück!“

Sofort ging ich mit einer Schwester zurück zum Leiter und stellte ihm vor,

daß er uns doch gestern bestellt hatte, hier zur Stelle zu sein. Da sagte er, der Landrat, den er gestern deswegen angerufen hätte, habe es so bestimmt, und heute unterschreibe er nicht die Namensliste, und wir müßten auf jeden Fall wieder zurück und auf den Lazarettzug warten. — Warum wurde uns das gestern nicht gesagt? — Ich stellte ihm vor, daß wir unmöglich jetzt bis zum Abend das alles schaffen könnten, es war ja mittlerweile 1/2 6 Uhr geworden und um 8 war Polizeistunde, da durfte sich kein Deutscher mehr auf der Straße sehen lassen. Man merkte, daß es diesem Polen selbst leid tat, und er stellte uns sein Lastauto zur Verfügung, damit alles wieder zurückkehren sollte ins Luisenheim. Ich sagte ihm noch, daß Polinnen in unserm Hause seien, die uns schwerlich wieder hineinlassen würden. Doch er gab dem Fahrer einen Befehl, und wir fuhren zur Bahn, um alles zurückzuholen. Inzwischen hatten die Polen, die im Zuge die Aufsicht führten, trotz Protest der Schwestern und Kinder all unser Gepäck auf die Erde geworfen und alle Handwagen weggenommen. Das Auto mußte 5 mal fahren, bis alles Gepäck wieder zurückgebracht war. Die Polinnen wollten uns, wie ich schon dachte, nicht einlassen. Aber der Fahrer richtete seinen Auftrag aus, und so durften wir wieder hinein. Jetzt sahen sie uns erst recht unfreundlich an. Und nun galt es wieder zu warten.

An dieser Geschichte sieht man, daß man Gott nicht vorgreifen soll.

Am selben Abend meldete sich ein evang. poln. Pfarrer mit noch einem Herrn bei uns. Er bedauerte es, daß er nicht gewußt habe, daß in Frankenstein soviel evangelische Anstalten wären. Er wolle darum kämpfen, daß diese Anstalten nicht alle in katholische Hände fielen. Dazu brauche er aber auch Schwestern. Er schlug uns vor, doch im Luisenheim zu bleiben, um da poln. evang. Kinder zu erziehen. Die Voraussetzung war, daß wir polnisch werden müßten. Das mußten wir selbstverständlich zurückweisen. Es tat ihm sehr leid. Er wollte uns gerne gewinnen, da es sehr wenig evangelische polnische Schwestern gäbe.

Inzwischen ist auch Herr Superintendent Nonnast mit seiner Familie ausgewiesen worden; und wir sind jetzt wie Schafe, die keinen Hirten haben. Wir brauchten aber nicht mehr lange zu warten. Schon 4 Tage später kam der Befehl: „In 2 Stunden alles fertig zum Abholen, der Lazarettzug ist da.“ Wir sollten mit demselben Lastauto abgeholt werden, das unsere Sachen wieder zurückgebracht hatte. Das war wirklich eine große Freundlichkeit vom Leiter der UNRA.

Wir hatten uns zwar in den Zwischentagen wieder Handwagen verschafft von Menschen, denen wir halfen ihre Sachen vom Sammellager zur Bahn zu bringen. Nun brauchten wir diese Wagen nicht und mußten uns nicht noch einmal so schinden.

Wir trugen alles Gepäck in den Hof, damit das Aufladen dann schnell gehen sollte. Aber der Wagen kam nicht. Wir warteten und warteten. Es wurde Abend und unser Gepäck stand unter freiem Himmel. Auf Anfrage hieß es: „Morgen früh um 1/2 7 Uhr kommt der Wagen.“ Wir konnten das Gepäck nicht wieder ins Haus bringen, und so hieß es wachen, damit

nichts gestohlen wurde. Zu Viert haben wir uns alle 2 Stunden abgelöst. Am Morgen kam der Lastwagen pünktlich an, wir brauchten auch nicht mehr durch die Kontrolle, wovor wir uns gefürchtet hatten. Mit Kindern und Sachen sind wir an den noch ganz ordentlichen Lazarettzug gefahren worden. Wir saßen zu je 8 in D-Zugabteilen, und für die Nacht gab es Matratzen. Am nächsten Morgen um 5 fuhren wir erst ab. Der Klang der Glocke unsres Mutterhauskirchleins, das wohl eben zur Messe läutete, begleitete uns aus Frankenstein hinaus. Nun mußten wir endgültig Abschied nehmen von unsrer lieben Heimat. Ob wir sie einmal wiedersehen würden? —

30 Stunden später fuhren wir bei Forst über die Grenze, einen Tag später, am 31. August abends, kamen wir in unserem Bestimmungsort Wilthen in Sachsen an. Jetzt waren wir erleichtert in dem Gedanken, zu Deutschen zu kommen. Doch schon gab es neue Aufregung. Als wir ausgestiegen waren, hieß es: alle Kinder bleiben hier und die Erwachsenen fahren weiter!

Das hatten wir nicht erwartet. So schnell sollten wir von unseren Kindern getrennt werden? Ja, und das ganze Gepäck, alles Eigentum unseres Tabeenstiftes, sollte bei den Kindern bleiben? Wir waren ratlos und die Kinder weinten! Ich wandte mich an die anwesende Lagerärztin und stellte ihr vor, daß wir doch ein Kinderheim wären und die Kinder nicht einfach hergeben könnten. Doch der Materialverwalter des Kinderlagers war ganz aufgebracht, daß wir Erwachsenen auch hierbleiben wollten, brüllte, und ließ nicht mit sich verhandeln.

Wir hatten uns den Empfang in Deutschland anders vorgestellt! Nach langem Hin und Her und z.T. mit List erreichte ich schließlich, daß 10 Schwestern und Erzieherinnen hierbleiben konnten. Das polnische Zugpersonal, das uns freundlich gesinnt war, erlebte leider diesen Empfang mit.

Der Lagerleiter, der nicht am Bahnhof war, drückte mir später sein Bedauern aus über den unfreundlichen Empfang. Aber wir waren ernüchert und machten uns keine Illusionen mehr.

Um 8 Uhr abends im Kinderlager angekommen, ging es dort drunter und drüber; denn es waren mit diesem Zuge 250 Kinder angekommen, weit mehr als angemeldet. Wir wurden noch „entlaust“, das dauerte bis 2 Uhr nachts. Die Ärztin war unfreundlich und das ganze Personal kopflos. Das Gepäck konnte auch nicht gleich geholt werden, und Schwester Gertrud bewachte es am Bahnhof. Ach, es war alles so trostlos!

September 1946

Am nächsten Morgen kam die Ärztin zu mir und entschuldigte sich, dankte mir auch, daß ich so „halsstarrig“ war und die Kinder nicht hergeben wollte. — Jetzt waren wir also in der Quarantäne. Die Ärztin sagte, solch sauberen Transport hätte sie noch nie gehabt. Doch es war Vorschrift, die Quarantänezeit durchzuhalten, 14 Tage. Zur Ruhe kamen wir aber nicht. Immer wieder hieß es, die Schwestern müssen wieder fort.

Nach Rücksprache mit einem evangelischen Pfarrer nimmt sich das Landeskirchenamt unser an und versucht, die Kinder in Heime der Inneren Mission zu bekommen, doch die Regierung gibt die Kinder nicht frei. Wenigstens können wir Schwestern dableiben.

Oktober 1946

Die katholischen Schwestern müssen das Lager mit dem größten Teil ihrer Kinder verlassen, die Übrigbleibenden bekommen wir mit zur Betreuung, wie auch alle, die im Lauf der Zeit noch ins Lager kamen.

Unsere größeren Kinder schicken wir in Wilthen zur Schule, damit sie den Abschluß bekommen. Für die Hilfsschulkinder ist kein Platz, und ich bekam den Auftrag, sie zu unterrichten. Es waren etwa 80 Kinder, die wir in Gruppen aufteilten und versuchten, sie schulisch etwas weiter zu bringen. Nicht leicht für Laien, da wir keine Lehrmittel hatten. Vom Dachdecker erbat ich Schieferziegel als Schultafeln und entlieh die Lehrpläne aus der Schule, damit wir uns etwas danach richteten.

November 1946

Das Zünglein an der Waage schwankt hin und her, einmal sollen die Schwestern weg, dann wieder bleiben. Die Kinder würden verteilt, und dann heißt es wieder, wir kämen zusammen in ein Heim, was uns ja das liebste wäre.

Unsere Konfirmanden besuchen den Unterricht bei Pfarrer Hänichen. Er unterrichtet sie gesondert in seinem Studierzimmer, weil er sie nicht zu der großen Schar der Wilthener Konfirmanden nehmen will. Er sagt, sie seien ihm dafür zu schade und hat große Freude an ihrem Können und ihrer Artigkeit. Auch die Lehrer stellen unsere Kinder den übrigen zum Vorbild.

Wir haben nun wieder 250 Kinder zu betreuen. Zur Hilfe haben wir einige junge Mädchen, die sich Schwester nennen und schon hier waren, ehe wir kamen. Schwester Gertrud besorgt für die ganze Schar mit ein paar großen Mädchen die viele Wäsche in einer winzigen Waschküche ohne Waschmaschinen und mit nur 3 von uns mitgebrachten Wannen und Waschbrettern!

Dezember 1946

Wir sollen mit Kindern in Ruhe Weihnachten feiern, und danach sollen sie verteilt werden, meint der Lagerleiter. Ich soll eine Weihnachtsfeier mit ihnen einüben, zu der auch einige Mitglieder der Regierung kommen wollen. Als ich betonte, daß wir aber nur eine christliche Feier halten könnten, wurde mir die Antwort: „Das sollen sie auch, wir sind doch keine Heiden.“

So haben wir die lange Zeit unseres Lagerlebens regelmäßig die Morgenandachten und Tischgebete mit den Kindern gehalten. Religionsstunden waren von der Regierung im Hause verboten; aber da wir in diesem Hause nie ungestört waren, haben wir die Stunden im Saal des christl. Gemein-

schaftshauses gehalten; da konnte uns niemand etwas anhaben. Es nahmen viele Kinder daran teil. — Für das Weihnachtsfest übten wir nebenbei noch ein Krippenspiel ein, das am 2. Feiertag vorgeführt werden sollte. Leider wurde mit der Kinderverteilung nicht Wort gehalten, und schon vor Weihnachten wurden 30 Kinder weggeholt. Ein festes Band verbindet uns gerade mit diesen Kindern, mit denen wir in den letzten 2 Jahren durch manche Angst und Not gegangen sind, sodaß es uns sehr schwer wird, sie herzugeben.

Am Heiligen Abend gab es allerlei Spielsachen, einen kleinen Stollen und Pfefferkuchen. Zu der Feier erschien Oberregierungsrat L., Frau Steudtner vom Umsiedlerlager und noch einige Herren. Wir hielten unsere Feier nach der Ordnung der Frankensteiner Kindergottesdienstfeier mit Wechselhören, und es klang in diesem großen Saal sehr schön. Doch war eine Stimmung im Saal, die nicht so recht hineingehörte. Vor dem Abendbrot bat mich der Lagerleiter, für dieses Mal auf das gewohnte Tischgebet zu verzichten. Als ich fragte, wie ich das machen sollte, da die Kinder doch darauf warteten, sagte er, er möchte keinen Ärger haben.

So warteten die Kinder, doch Reg. Rat L. wünschte allen „guten Appetit“ und fing mit den andern Gästen an zu essen. Doch unsere Kinder warteten, und ich mußte ihnen erst leise andeuten auch zu essen, was sie dann zaghaft taten. Zu meiner Freude konnte ich beobachten, wie einige Kinder erst noch still beteten.

Am 3. Feiertag ließ der „hohe Herr“ uns Erzieherinnen vom Tabeenstift vor sich kommen und erklärte uns, daß wir am 15. Jan. entlassen wären. Er dankte uns u.a. für unser „uneigennütziges Arbeiten“. Der Lagerleiter hatte seit 4 Monaten bei der Regierung Gehalt für uns gefordert, wie es uns zusteht. Die 20 jungen Helferinnen, von der Regierung angestellt, bekamen gegen 100 M. im Monat. Uns wurden Versprechungen gemacht, doch war noch nichts erfolgt. Da Herr L. für diese Sache zuständig war, mußten wir genug. Doch ist nun das Landeskirchenamt eingesprungen und hat unsern Erzieherinnen Beihilfen gegeben, damit sie nicht ganz umsonst gearbeitet haben, wie schon jahrelang in Frankenstein während der Polenzeit. Wir hatten ja kein Geld.

Silvester konnten wir Schwestern noch zum Jahresschlußgottesdienst und Hl. Abendmahl gehen. Das war ein dunkles, schweres Jahr, und hätten wir uns nicht von Gottes Vaterhänden umgeben gewußt, wir hätten wohl manchmal verzagen müssen; aber: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen.“

1947

„Licht soll wieder werden nach diesen dunklen Tagen. Laßt uns nicht fragen, ob wir es seh'n. Es wird gescheh'n.“ (M. Claudius)

Mitte des Jahres erfolgte nach Beratung mit dem Landeskirchenamt die Übersiedlung von Schwestern und einem Teil der Kinder in eine Anstalt der Inneren Mission, Kleinwachau. Somit besteht unser Tabeenstift vor-

läufig noch weiter, wenn auch in verkleinertem Maßstab. „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest.“

Jedoch sind weiterhin vielfältige Nöte und Sorgen zu bestehen. Heizmaterial fehlt, sodaß wir sehr frieren, die Kartoffeln gehen zuende und es müssen Nesseln, Geißfuß und Ackerspinat gekocht werden, um den Hunger so vieler zu stillen. Auch tut es den Tabeekindern nicht gut, auf engem Raum mit den Kranken (Epileptikern) zusammen leben zu müssen. Wir leben nach der gewohnten Tabeenstiftordnung, dürfen auch in gewohnter Weise Advent und Weihnachten feiern. — Im Sommer und Herbst hatten die Kinder fleißig bei der Feldarbeit und Holzarbeit geholfen.

1948

Ein neues Jahr ist angefangen; laß es ein Jahr der Gnade sein. Ein jeder blicket mit Verlangen in diese künftige Zeit hinein.

Nach verschiedenen anderen Mitarbeiterinnen erhält nun auch Schw. Frieda Kirchner die Zuzugsgenehmigung nach Wertheim ins Mutterhaus. Ihr wird die Trennung von den Kindern sehr schwer. Ich bin nun mit Hanna allein bei den Kindern, und es ist beinahe etwas viel für Hanna, weil ich vor- und nachmittags Schule halten muß.

Unsere Frau Pastor Buschbeck kommt überraschend nach Weihnachten, um uns kurz zu besuchen.

1949/50

Herr, nun befehlen wir in deine Hände
das neue Jahr, den Anfang und das Ende.

Große Trauer herrschte bei Jung und Alt, als uns im Juni die Todesnachricht von Herrn Oberkirchenrat Schadeberg erreichte. Auch hier wurde eine Trauerfeier für ihn gehalten, liebte er doch sein Kleinwachau über alles. Zum Andenken wurde das Haus, in dem wir wohnten, in „Schadeberg-Haus“ umbenannt.

Von einigen Kindern meldeten sich die Eltern und freuten sich, sie mitnehmen zu können. Dafür kamen ostpreußische Flüchtlingskinder neu zu uns.

Kurz nachdem der Nachfolger für Herrn OKR. Schadeberg sein Amt angetreten hatte, eröffnete er uns, daß wir Kleinwachau verlassen müßten, damit Plätze für Epileptiker frei werden. Das war keine erfreuliche Botschaft! Alle sind erschrocken, und man möchte uns nicht fortlassen. Unter anderem können unsere Kinder allerlei Hilfsdienste in Feld und Garten tun, was die schwere Arbeit an den kranken Kindern erleichtert. Von Seiten der Leitung wurde dies alles dem Oberkirchenrat vorgetragen, jedoch ließ er sich von seinem Entschluß nicht abbringen.

Im April fuhr ich zur Besichtigung des für uns vorgesehenen Hauses nach Freiberg. Wie aber sah es dort aus! Dielen und Fenster schadhafte, keine Öfen und kein Mobiliar. Nun, wir sollten erst umziehen, wenn alles gerichtet sein würde.

Im Mai 1950 besteht unsere Tabeenstiftsarbeit 90 Jahre. Was würde da

in Frankenstein für ein Fest gefeiert werden, und hier weiß niemand davon. Auf Anfrage konnte ich dem Oberkirchenrat das Büchlein „Rückblick auf 50 Jahre Tabeenstiftsarbeit“ zusenden, aus dem alles hervorging. So wurde am 7. Mai von dem Oberkirchenrat ein Festgottesdienst gehalten und wir ganz persönlich angesprochen. Auch gab es Büchlein für die Kinder, und ich erhielt einige Bücher. Nachmittags war fröhliche Kaffeetafel, wozu das Diakonische Werk beigetragen hatte. In diesem Sommer halfen die Kinder noch einmal besonders fleißig bei der Ernte, sie wollten so gern in Kleinwachau bleiben, das uns ein Stück Heimat geworden war. Jedoch, für den 1. September war der Umzug nach Freiberg festgesetzt.

Es wurde ein schwerer Abschied. Die ganze Anstaltsgemeinde, fast 200 Menschen, hatte sich vor dem Schadeberghaus versammelt. Sie sangen uns: „Zieht in Frieden eure Pfade, mit euch des großen Gottes Gnade ...“ Alle gaben uns die Hand, es war überwältigend.

Im Haus in Freiberg waren ein Heimelternpaar, eine Kinderpflegerin und Köchin schon eingestellt. Mir wurde trotz meiner Weigerung der Schullunterricht und die Erziehung der Kinder übergeben. — Alles, was zu einem gut geführten Haushalt gehört, fehlte aber. Es gab keine Schränke und Fächer für Kleider, Wäsche und persönliche Dinge, sodaß man die Kinder gar nicht zur Ordnung anhalten konnte.

Den 6. Oktober (Anmerkung: es war der 60. Geburtstag von Schw. Emma) gestalten wir den Kindern zum Festtag, und so hatten sie doch eine Abwechslung, woran es hier so sehr fehlt. Alle bekamen Kaffee und Kuchen, denn ein 60. Geburtstag ist etwas Seltenes ...

Die Gedanken der Kinder sind noch sehr in Kleinwachau, und hier konnten wir uns noch kein bißchen einleben. Das Haus liegt im freien Feld, 1/2 Stunde von der Stadt entfernt und keine Häuser ringsum. Eine Katze oder ein vorbeifahrender Wagen sind schon ein Ereignis.

Die Kinderpflegerin verläßt uns wieder, weil ihr die Arbeit zu schwer ist. Täglich bekommen wir Neuaufnahmen von Kindern, die schwachsinnig sind und hier gefördert werden sollen.

Leider können die Kinder von hier aus nicht zum Kindergottesdienst gehen, es ist zu weit. Mit den Größeren gehe ich zum Gottesdienst im Freiburger Dom.

Sehr froh bin ich, daß wir für die älteren Kinder einen Lehrer ins Haus geschickt bekommen, da muß ich keine Gegenwartskunde geben.

Die Advents- und Weihnachtszeit haben wir so zu halten versucht wie im Tabeenstift. Die Kinder wurden auch reichlich beschenkt, aber sie haben nicht die rechte Freude daran, weil sie nicht wissen, wo sie es aufheben sollen. Zu wenig Räume, und unter 48 Kindern zu viele kleine und große Dummerle, die gleich alles wegnehmen und kaputt machen. Noch immer ist kein großer Fächerschrank da, der mir schon vor unserm Einzug versprochen worden war.

1951

**Ein neues Jahr, ein Stücklein Zeit —
schreib du, Herr, drüber: „Ewigkeit“.**

Auch dieses neue Jahr wollen wir dem Herrn und seiner Gnade befehlen. Wir sind hier immer noch nicht zuhause. Je länger, desto mehr stellen sich Schäden heraus und empfinden wir, was uns alles fehlt, um die Arbeit erträglicher zu machen. Wie schwer haben es die Helferinnen, die die Wäsche waschen. Ein einziger Kessel steht zur Verfügung, keine Waschmaschine, keine Wringe und so harte Bettwäsche zum Auswinden. Drei Tage dauert dann eine Wäsche, und dabei sind die Wäscherinnen halb erfroren. Und dieses jede 2 Wochen. Es ist kein Raum da, die Wäsche fertig zu machen. Das geht alles im Tagesraum bei den Kindern vor sich. Der Winter ist sehr naß mit viel Schmutz und Schlamm beim Haus. Die Kinder müssen im Zimmer bleiben, weil sie ganz schlechte Schuhe haben, die alle Nässe durchlassen.

Inzwischen haben wir nur noch eine kleine Anzahl von Tabeenkindern, und so hält es das Mutterhaus an der Zeit, diese Arbeit aufzugeben. Im Juli schickte mir das Mutterhaus die Abberufung. Im September traf die Zuzugsgenehmigung nach Wertheim ein. Es ist nicht leicht, alle die Sachen, die wir herübergerettet haben, nun doch zu lassen. Aber ich kann sie nicht mitnehmen, und das Heim hier braucht sie nötig. Wir hatten ja so viel, daß Kleinwachau in den fast 4 Jahren unsers Dortseins und hier das Kretschmarstift kaum etwas für die Mädchen kaufen mußten. Die Kleider gehen wohl allmählich entzwei, aber Leibwäsche ist noch genug vorhanden. Nun muß ich alles übergeben, und ich hatte immer gehofft, für den Neuanfang eines Tabeenstiftes noch einiges zu behalten. Ob das jemand erlauben kann, was es heißt, eine Arbeit, die man über 20 Jahre geleitet hat, nun ganz eingehen zu sehen? Aber es ist wohl Gottes Wille so, und „Sein Wille geschehe!“

Wir können aber trotz allem immer wieder sagen: „Gott hat uns auf allen Wegen wunderbar geführt. Seine Hände sind voll Segen. Preis und Dank ihm nun gebührt.“

Wir haben ohne Umstände den Interzonenpaß bekommen. Der 4. Oktober, der Tag unsrer Abreise ist da. Eine Tür, hinter welcher die Kinder zurückbleiben, schließt sich für immer!

Psalm 107, 1-8

1. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.
2. So sollen sagen, die erlöst sind durch den Herrn, die er aus der Not erlöst hat,
3. und die er aus den Ländern zusammengebracht hat vom Aufgang, von Mitternacht und vom Meer,
4. die irre gingen in der Wüste, in ungebahntem Wege und fanden keine Stadt, da sie wohnen konnten,

5. hungrig und durstig, und ihre Seele verschmachtete;
6. die zum Herrn riefen in ihrer Not, und er errettete sie aus ihren Ängsten
7. und führte sie einen richtigen Weg, daß sie gingen zur Stadt, da sie wohnen konnten:
8. die sollen dem Herrn danken für seine Güte und für seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut. Amen

Was gewesen werde stille,
 stille, was dereinst wird sein.
 All mein Wunsch und all mein Wille
 geh'n in Gottes Willen ein.

Diakonisse Emma Süßenbach † 12.2.1985
 Hausmutter des Tabeeinstiftes — angefertigt von

Annemarie Friedemann